DIE ZEIT

Nirgends zu Hause

Im Leben und im Dichten geprägt vom Exil - Gespräch mit dempalästinensischen Dichter Mahmoud Darwisch

12. November 1998 Quelle: DIE ZEIT, 47/1998

Ihm wird nachgesagt, daß er bisweilen schwierig sei. Auf den ersten Blick wirkt Mahmoud Darwisch vor allem unsicher. Die Zigaretten fehlten ihm, sagt er, und es klingt, als wolle er sich im voraus entschuldigen - für den Fall, daß er als Gesprächspartner enttäuschen könnte. Eine Mischung aus Bescheidenheit und Koketterie, die bei einem Poeten seines Ranges seltsam wirkt: Hier sitzt der berühmteste moderne Dichter Palästinas, der zudem die Unabhängigkeitserklärung seines Volkes mitverfaßt und Jassir Arafat [https://www.zeit.de/thema/jassir-arafat] wichtige Reden geschrieben hat.

Seit einer gefährlichen Operation vor wenigen Monaten, bei der er dem Tode nahe war, raucht er nicht mehr. Daß er immer noch ein wenig angeschlagen ist, noch schlanker als früher, hindert ihn aber nicht, schon wieder zwischen der jordanischen Hauptstadt Amman und Ramallah im Westjordanland hin- und herzupendeln. Seit zwei Jahren lebt Mahmoud Darwisch in beiden Städten. Die geographische Unentschiedenheit paßt ihm, so sehr hat ihn das Leben im Exil geprägt.

Weil er nach dem Beginn des Friedensprozesses mit eigenen Augen verfolgen wollte ,"wie Geschichte funktioniert", war er aus Paris in die Nähe seines Geburtsorts zurückgekehrt. Zu Hause ist er nirgendwo. "Ich habe das Heimatgefühl im Alter von sechs Jahren verloren", sagt er, im Tonfall ganz sachlich.

Geboren wurde Darwisch 1942 in El Birweh, einem kleinen Dorf in Galiläa. Der Vater arbeitete auf den Feldern, die Mutter hat er als streng und melancholisch in Erinnerung. Bei der Gründung Israels im Jahr 1948, die er "den großen Einschnitt" nennt, floh die Familie in den Libanon. Als sie wenige Jahre später zurückkehrte, stand an der Stelle des Dorfes ein Kibbuz. Der Heranwachsende, nun heimatlos, flüchtete sich in die Welt der Bücher und las - auf hebräisch - die griechischen Tragödien und jene Poeten, die ihn später noch beeinflussen sollten: Pablo Neruda [https://www.zeit.de/thema/pablo-neruda], Garcøa Lorca, Louis Aragon, Paul Eluard.

Darwisch begann selbst zu schreiben; der Dichter ergriff, so sagt er, "das Wort, wie andere zu den Waffen greifen" - "Und die Erde wurde Sprache", heißt es in einem seiner berühmtesten Gedichte.

Der schwere Schreibtisch in Ramallah, an dem er sich heute um die Veröffentlichung der arabischen Literaturzeitschrift Al Karmel kümmert, sieht aus wie der eines Generaldirektors. Terminkalender, Brieföffner, Dokumente, alles fast pedantisch aufgereiht. Daneben die gerade auf deutsch erschienene Ausgabe eines Gesprächsbandes: Palästina [https://www.zeit.de/thema/palaestinensergebiet] als Metapher (erschienen im Palmyra-Verlag, Heidelberg). In fünf Interviews mit arabischen und israelischen Dichtern zeichnet Darwisch seinen Lebensweg zwischen Literatur und Politik.

Er ergreift das Wort wie andere eine Waffe
Das Titelbild ärgert ihn, es sei ohne ihn ausgesucht worden. Das Bild zeigt einen armen, alten Mann, einen Palästinenser, der Jerusalem in Form einer riesigen Träne auf seinen Schultern trägt. Ihn stört weniger das Kitschige dieser Illustration als das Stereotyp - denn er möchte seine Poesie aus dem "Halseisen des politischen Engagements" befreien und eine unabhängige Sprache entwickeln. "Was man in Prosa ausdrücken kann, sollte man nicht in einem Gedicht sagen", findet der Dichter. Leider sei dieser Anspruch seinen Lesern nicht begreiflich zu machen. Selbst ein Liebesgedicht aus seiner Feder werde unweigerlich mißverstanden - die Geliebte als Metapher für "Palästina". Und die aufmüpfigen Beurs aus den Pariser Vorstädten schleuderten der französischen Polizei seine Worte ins Gesicht: "Schreib auf: Ich bin Araber ... macht Dich das wütend!", schrien die jungen Schwarzen. Dieses alte Gedicht mag Darwisch inzwischen nicht mehr. "Ich liefere doch schon seit 20 Jahren keine Gebrauchspoesie mehr", sagt er.

Überhaupt: Ein nationales Symbol zu sein bereite ihm durchaus gemischte Gefühle. Schließlich wolle er sich nicht darauf beschränken, die Stimme seines Volkes zu sein, sondern den humanen Aspekt der Geschichte aufzeigen, das Menschliche erforschen. "Wenn dies nicht geschieht, wird unsere Literatur nur ein endloses politisches Dokument sein", fürchtet der Dichter. Aber es gehöre eben zur arabischen Tradition, fügt er nachsichtig hinzu, daß ein Dichter die Stimme des Kollektivs sein müsse.

Das palästinensische Kollektiv feierte seinen Dichter überschwenglich, als er 1996 nach 26 Jahren im Exil erstmals wieder den Fuß auf den Boden Galiläas setzte. Darwisch, der das Osloer Abkommen ablehnt und längst keinen israelischen Paß mehr besitzt, hatte für diese Reise vom damaligen Ministerpräsidenten Schimon Peres eine Sondergenehmigung bekommen. Zu

diesem Zeitpunkt gehörte er schon nicht mehr dem Exekutivkomitee der PLO [https://www.zeit.de/thema/plo] an, die inzwischen die Macht in den Autonomiegebieten übernommen hatte.

Aus der PLO war Darwisch ausgeschieden, weil er den Vertrag mit Israel nicht billigte. Als Intellektueller wollte er "Hüter der Prinzipien" bleiben, die dort aufgegeben worden seien. Konsequent lehnte es der Dichter ab, Kulturminister im Kabinett der Autonomiebehörde zu werden, was ihm der Palästinenserpräsident angetragen hatte. Statt dessen blieb er der sprachgewaltige Künstler, der in den frühen Morgenstunden mit dem Füllfederhalter Liebesgedichte schreibt und sich am Nachmittag in die Politik einmischt - wenn es ihm angebracht erscheint.

"Friedensbusineß" ist nicht sein Geschäft

Sein Kommentar über das jüngste Abkommen zwischen Benjamin Netanjahu und Jassir Arafat in Washington fällt knapp aus: "Besser als nichts." Zu Israel, wo er einst Mitglied der kommunistischen Partei war und das er allein schon wegen der Sprache besser kennt als viele andere Palästinenser, hat er ein distanziertes Verhältnis. Keinesfalls will er sich für eine europäisch geförderte Zwangsgemeinschaft vereinnahmen lassen - das "Friedensbusineß", so nennt er es abfällig, sei nicht sein Geschäft.

Er erzählt vom Vorschlag eines italienischen Verlegers, der ein Buch mit seinen Texten und denen eines israelischen Dichters veröffentlichen wollte. "Ich habe zurückgefragt, ob er jeden für sich genommen denn tatsächlich für einen wichtigen Poeten halte, und als er das eifrig bejahte, schlug ich ihm vor, zwei Bücher zu machen."
In der eigenen Gesellschaft, die in den letzten Jahren immer vielschichtiger geworden ist, fühlt er sich denen zugehörig, die "das Exil mit sich herumtragen". Diese Leute seien alle damit beschäftigt, ihre Träume zu definieren. Ein Staat, warnt Darwisch, sei kein Ziel an sich. Er könne allenfalls ein Instrument sein. Falls es aber soweit kommen sollte, prophezeit er eine Krise der palästinensischen Literatur. "Wenn man ein Heimatland hat und dann mit patriotischer Begeisterung davon spricht, ist das lächerlich."

Manchmal, gesteht der Dichter nicht ohne Ironie, sei er auch jetzt schon kein Patriot mehr. Schließlich gebe es aufregendere Orte auf der Welt als Ramallah. Eine "kollektive Depression", sei das, was hier um sich greife. Man müsse "neue Formen des friedfertigen Widerstands finden, um die Augen der Welt für die schwierige Situation der Palästinenser offenzuhalten".

Zugleich kritisiert er, daß die eigene Regierung sich von demokratischen Prinzipien entferne. Dennoch bereue er es nicht, sich an Ort und Stelle

niedergelassen zu haben. Bloß habe er sich den Friedensprozeß irgendwie "ernsthafter und aristokratischer" vorgestellt.